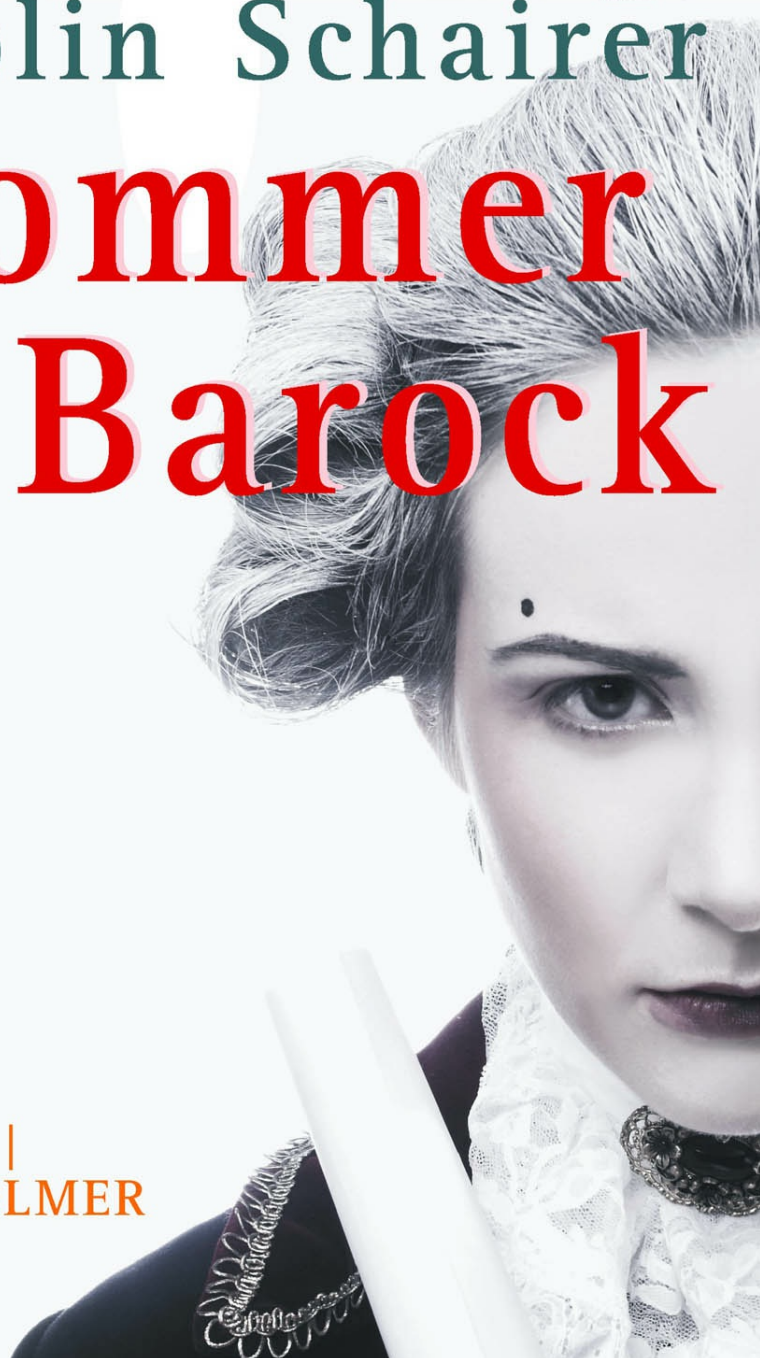




Carolin Schairer

Sommer in Barock

Roman |
U.HELME



Über mich hieß es, ich hätte einen Kreislaufzusammenbruch erlitten. Das entsprach neben der offiziellen Verlautbarung des Festspielbüros, abgestimmt mit meinem Manager, auch meiner eigenen Version: Ich hätte mich schon vor dem ersten Akt nicht ganz wohl gefühlt, das aber ignoriert, und dann plötzlich ... blablabla ...

Michael und mein langjähriger Manager Robert Wesselin bestanden auf eine ganze Reihe von Untersuchungen, die ich widerstandslos absolvierte: MRT, CT, EKG ... Ersterer, weil er sich als Ehemann wohl aufrichtig um mich sorgte, letzterer, weil er sämtlichen Verdacht, dass ich nicht mehr zuverlässig einsatzfähig war, aus der Welt schaffen musste. Die Häuser, mit denen bis Jahresende bereits fixe Verträge unterzeichnet waren, hatten sich bereits voller Beunruhigung bei ihm gemeldet.

Zumindest hatte mein Zusammenbruch einen Aufschub bewirkt, was Tschechien betraf. Michael zeigte sich angesichts meines offensichtlich doch angeschlagenen Zustands rücksichtsvoll genug, das Thema nicht gleich bei meiner Rückkehr wieder aufs Tapet zu bringen.

Ohnehin hielten ihn seine Projekte beschäftigt, worüber ich nicht allzu traurig war. Ich genoss die ersten schönen Spätfrühlingstage auf unserer Terrasse – und langweilte mich dabei gleichzeitig fast zu Tode. Kaum in Wien, sehnte ich mich nach der Rückkehr nach Salzburg zu *I Capuleti e i Montecchi*, aber das stand überhaupt nicht zur Debatte, ehe für meine Gesundheit nicht rundherum grünes Licht gegeben worden war.

Als das grüne Lämpchen schließlich bei allen besuchten Fachärzten leuchtete, war Pfingsten bereits lange vorbei.

Zumindest riss mich Galina aus meinem Trübsinn, indem sie täglich mindestens zweimal anrief und mir den aktuellen Klatsch und Tratsch von der Produktion berichtete. Mein Groll auf sie war längst verflogen. Inzwischen wusste ich ja auch, dass Victor tatsächlich nur irgendein Freund von ihr war – den ich sogar kannte: ein Tenor, kaum älter als Galina, ebenfalls aus Russland, mit dem ich schon einmal in Paris in *Maria Stuarda* gespielt hatte. Ich hatte Elisabeth I. gesungen, er in Zweitbesetzung den Robert, Graf von Leicester.

Zweieinhalb Wochen nach meiner vermeintlichen Ohnmacht auf der Bühne reiste mein Manager aus Frankfurt am Main an, um mit mir einige Punkte zu klären, wie er sagte. Ich lud ihn zu mir auf die Terrasse ein.

So saß mir Robert Wesselin an diesem Dienstag in Wien an meinem Teakgartentisch gegenüber, während ich in die selten erprobte Rolle der gastfreundlichen Hausfrau schlüpfte und ihn mit Torte und Kaffee bewirtete. Die Torte hatte ich natürlich in der Konditorei ums Eck gekauft – von Experimenten in der Küche nahm ich lieber Abstand.

Die Sonne brannte auf uns herab; selbst unter dem aufgespannten Schirm war es sehr warm. Robert schwitzte in seinem hellen Anzug, konnte sich aber erst nach einer halben Stunde dazu entschließen, das Jackett abzulegen. Die Krawatte behielt er an.

Das war typisch Robert: nach außen immer den Korrekten mimen. Die meisten hielten ihn erst einmal für steif und nicht allzu sympathisch, und so war es auch mir ergangen, als er mich am Ende meiner Ausbildung nach einem Vorsingen zur Seite zog und Interesse bekundete, mich zu vertreten. Damals stach ich nun wirklich nicht maßgeblich aus der Schar jener hervor, die mich durchs Studium begleitet hatten – ich war nur eine kleine, x-

beliebige Mezzosopranistin; eine von vielen. Ich wagte es nicht einmal, von der großen Karriere zu träumen, und sah mich bereits ein Dasein als Chorsängerin fristen.

Mein erster Gedanke war folglich gewesen, dass dieser Typ im Anzug mit Halbglatze und zurückgegeltem Haar einen an der Waffel haben musste. Oder dass hinter mir eine meiner begabteren Kommilitoninnen stand und er eigentlich sie ansprach. Beides stellte sich als falsch heraus.

Roberts erste große Tat war, mich per Bus und Bahn quer durch Europa zu schicken. Meine abenteuerlichstes Erlebnis war dabei die Reise von Madrid nach Lissabon – in einem Reisebus, der den deutschen TÜV gewiss nicht mehr passiert hätte, neben einer übergewichtigen Bäuerin mit einem Käfig voller Hühner auf dem Schoß.

An achtzehn Opernhäusern durfte ich mich vorstellen. Erst das achtzehnte gab mir eine Zusage. Es war die Deutsche Oper in Berlin. Ich hätte es schlechter treffen können.

»So, Schnecki, die Torte war gut, der Kaffee zu schwach, und jetzt kommen wir zum Geschäftlichen.« Robert tupfte sich mit der bereitgelegten Papierserviette die Mundwinkel ab. Seit Beginn unserer Bekanntschaft bedachte er mich mit diesem Kosenamen, den ich noch immer nicht besonders schmeichelhaft fand. *Schnecki!* Robert hatte sich darauf fixiert, weil er mir unterstellte, vieles langsamer zu begreifen als andere.

Du stehst sehr oft vollkommen auf der Leitung, hatte er einmal gesagt und meinen Protest unter Beispielen begraben, die mich schon beinahe an mir selbst hatten zweifeln lassen.

»Also, in Salzburg, was war da los?«

»Das weißt du doch. Ich hatte einen Kreislaufzusammenbruch, vermutlich zu wenig gegessen und getrunken.«

»Papperlapapp! Spar dir diesen Sermon für andere auf. – Was war wirklich?«

Ich atmete tief durch.

»Stress mit Michael, Ärger mit einer Kollegin ...« Ich zuckte hilflos mit den Schultern.
»Ich habe den Faden verloren.«

Roberts Augen wurden schmal.

»Schnecki, du weißt, so etwas ist nahezu unverzeihlich! – Wenn wir nicht schon so lange zusammenarbeiten würden ...«

»Ja, ich weiß. Meinst du, mir ist das alles nicht selber unangenehm?«

»Daran habe ich nicht den geringsten Zweifel. Aber die Frage, die mich und alle anderen aus der Branche beschäftigt, ist die: Wird es dir wieder passieren? Dass dieser Blackout für deine Karriere eher kontraproduktiv war, muss ich dir ja wohl nicht ausdrücklich sagen.«

Ich schüttelte resigniert den Kopf.

»Krieg die Sache mit deinem Mann endlich geregelt«, fuhr Robert unbarmherzig fort.
»Seit geschätzten eineinhalb Jahren bist du ein einziges Nervenbündel.«

Bisher hatte ich Robert nichts von meinen Versuchen erzählt, schwanger zu werden. Natürlich nicht. Ich war seine *Cash Cow*, ich wusste, er würde für einen schwangerschaftsbedingten Ausfall wenig Begeisterung aufbringen. Wenn es soweit gewesen wäre, würde er noch früh genug damit umgehen und sich um die Stornierung diverser Verträge kümmern müssen.

Zumindest hatte ich in den vergangenen Tagen eine Entscheidung getroffen: Auf keinen Fall würde ich mir eine fremde Eizelle einpflanzen lassen. Überhaupt war das Thema vom eigenen Kind damit für mich erledigt. Blieb nur noch die Herausforderung, es Michael schonend beizubringen, ohne dabei meine Ehe in den Sand zu setzen.

»Ich kenne dich jetzt knapp sechzehn Jahre, Diana. Und zu einer Überzeugung bin ich dabei gelangt: Deine Performance ist am besten, wenn du Single bist. Beziehungen sind eben nichts für dich – genauso wenig wie für mich. Menschen wie wir sind zufriedener, wenn sie allein durchs Leben ziehen.«

Ich erwiderte nichts darauf. Dass Robert mit Beziehungen seine Probleme hatte, wusste ich inzwischen. In all den Jahren hatte es nie eine Frau an seiner Seite gegeben – privat. Beruflich war er stets von jungen Sängerinnen umzingelt, die darauf hofften, dass er sie zum Star machte. Dass er das Interesse der ein oder anderen gelegentlich ausnutzte, daran zweifelte ich nicht. Er war kein asexueller Typ, aber eben ein Eigenbrötler.

Zwischen ihm und mir sah ich keine Parallelen. Ich hatte mein Leben immer teilen wollen, fand aber offensichtlich niemanden, der dauerhaft meine Erwartungen erfüllte. Überhaupt – noch war ich mit Michael zusammen und bestrebt, dass sich daran nichts änderte.

»Ich habe bereits in der Branche und auch medial gestreut, dass du wieder in Topform bist«, informierte mich mein Manager weiter. »Besonders Andreas von Staade, der Intendant der Barockfestspiele in Anzingen, die ja jetzt quasi vor der Tür stehen, war verständlicherweise ziemlich nervös. Den konnte ich zum Glück beruhigen. Anzingen lebt durch Größen wie dich. Ein Ausfall wäre fatal und hätte gewiss hunderte Stornierungen zur Folge. Daher haben von Staade und ich vereinbart, dass du dich selbst dazu äußerst. Ich habe da auch schon etwas arrangiert: Am Freitag bist du in der ZDF-Talkshow *Im Lichtkegel* zu Gast. Du wirst dort unsere offizielle Version zu deinem Zusammenbruch zum Besten geben, betonen, wie fit du bist, und *Ariodante* und Anzingen promoten. Dein Flug nach Mainz ist bereits gebucht; hier sind deine Unterlagen.«

Er schob mir einen Ausdruck mit der etix-Nummer des Austrian Airline-Fluges und ein offizielles Einladungsschreiben als Studiogast über den Tisch.

*

Der Backstage-Raum war relativ klein, warm und stickig. Vier weitere Studiogäste und ich drängten sich auf einem Sofa, das nur für drei gedacht war. Die schmucklose Neonlampe tauchte uns allesamt in ein nicht eben vorteilhaftes Licht, aber zumindest hatte man uns zur Einstimmung auf die Show ein Glas Sekt gereicht.

An diesem nippte ich jetzt, während der Feuerwehrmann aus Bayern, der sich als Ludwig Müller vorgestellt hatte, verzweifelt das einzige Fenster zu öffnen versuchte und Susanne Keller, eine junge Autorin, die kürzlich wohl einen Literaturpreis gewonnen hatte, sichtlich gelangweilt den Ausschweifungen einer gewissen Ida Sommer lauschte. Die

füllige Dame mit dem rot gefärbten Haar hatte eine Initiative gegründet, die Esoterik als Pflichtfach im Lehrplan der Oberstufe verankern wollte.

Der vierte Studiogast war eine mir bis zur Schulter reichende Bilderbuch-Oma im hellblauen Kostüm, die jetzt direkt neben mir saß und – zu meiner Überraschung – sowohl sympathisch als auch gebildet war. Sie erkannte mich als Einzige sofort als Opernsängerin. Ihr Deutsch war grammatikalisch perfekt, doch ich hörte einen leichten amerikanischen Akzent heraus.

Auf eine sehr angenehme Weise erzählte sie mir von Opern, die sie selbst besucht hatte, und fragte mich über Hintergründe und diverse Sänger aus, ohne dabei in einen Tratschtanten-Modus abzugleiten. Es gefiel mir, dass sie sich so interessiert zeigte, ich plauderte offen mit ihr und kam erst einmal gar nicht auf die Idee, mich zu erkundigen, weshalb sie eingeladen war.

Jürgen Taurich, den Moderator der Sendung, bekamen wir erst kurz vor Beginn der Live-Show zu Gesicht.

»Ich nehme an, man hat Sie bereits darüber informiert, dass unser Format grundlegend modernisiert wurde.« Der schier vor Energie berstende Mittvierziger strahlte uns an. Tatsächlich hatte uns eine der Journalistinnen oder Assistentinnen, die zuvor mit jedem von uns gesprochen hatte, so etwas in der Art gesagt, ohne allerdings konkret zu werden. »Das hier ist quasi die Pilot-Sendung, der Auftakt zu einem modernen Fernsehmagazin, das nicht nur von Omas gesehen wird!« Er warf einen schnellen Blick auf die ältere Dame an meiner Seite. »Sie sind damit natürlich nicht gemeint, liebe Frau Ostmüller!«

Meine Gesprächspartnerin von zuvor lächelte nur milde. Mir schien, als hätte sie sich ohnehin nicht angesprochen gefühlt.

»Jedenfalls, wir setzen etwas auf Provokation, bringen damit Schwung ins Studio und Gesprächsstoff in die deutschen Wohnzimmer! – Alles klar?«

Niemand reagierte, einschließlich mir. Und das war auch gar nicht notwendig, denn schon war dieser sprühende Unruhegeist auch wieder verschwunden.

Über Bildschirm sahen und hörten wir ihn kurze Zeit später die Sendung anmoderieren; das Publikum im Saal klatschte danach artig, aber wenig enthusiastisch. Es saßen viele Leute unter dreißig im Publikum, wie mir bei der Kamerafahrt durch den Saal auffiel, und ich fragte mich, was jemanden in dieser Altersklasse überhaupt dazu bewegte, seinen Freitagabend als Publikumsgast des ZDF zu verbringen, anstatt mit Freunden auszugehen. Vermutlich lag das aber daran, dass ich persönlich zum Fernsehen ein gespaltenes Verhältnis hegte. Ich hatte bisher kaum Zeit dafür verwendet, mich auf diese Weise berieseln zu lassen.

Ludwig Müller von der Feuerwehr war der Erste, der auf das ausladende gelbe Sofa gebeten wurde. Sichtlich nervös erzählte er in bemühtem Hochdeutsch, wie er unter Einsatz seines Lebens eine ganze syrische Familie aus den Flammen eines brennenden Asylbewerberheims gerettet hatte – ein Held.

Die Fragen des bewegungsaktiven Jürgen Taurich, der kaum eine Minute still neben seinem Gast sitzen konnte, entbehrten in meinen Ohren jeder Raffinesse. Das also sollte das neue, provokative Format sein? – Die provokativste Frage, die dieser ewig grinsende Moderator dem Feuerwehrmann stellte, lautete: »Und hatten Sie keine Bedenken, dass Sie

jetzt von rechtsradikalen Kreisen angefeindet würden?«

Ludwig Müller reagierte darauf verständlicherweise vollkommen irritiert. »An so etwas habe ich gar nicht gedacht! Ich wollte doch nur die Leute retten!«

Na, so eine Erkenntnis! Der Moderator verkaufte sie dem Publikum, als hätte der Bayer gerade die Offenbarung des Jahrhunderts gemacht.

Dann kam die Esoterik-Dame an die Reihe, und ihr Geschwafel war so langweilig und uninteressant, dass ich die Zeit nutzte, um mit Galina zu simsens. Sie war inzwischen in Oslo und probte für *Don Giovanni*. Ich registrierte glücklich, dass unsere Freundschaft wohl doch etwas anderes war als all die innigen Bekanntschaften, die gewöhnlich die Dauer einer Produktion kaum überschritten.

Typischerweise ließen all jene Leute, mit denen man sich die Zeit der Proben und Aufführungen vertrieben hatte, sonst nach Ende der gemeinsamen Auftrittsphase nichts mehr von sich hören. Aus den Augen, aus dem Sinn – für mich in den ersten Jahren eine bittere Erfahrung. Nach und nach wurde ich ein Teil dieser Gesellschaft, verstand, dass schlichtweg zu wenig Zeit und Elan blieben, sich ständig bei allen zu melden – und dass diese Verhältnisse einfach besondere waren: Traf man sich nach einigen Monaten oder Jahren im Rahmen einer anderen Produktion wieder, schien es, als wäre seit dem letzten Wiedersehen keine Zeit vergangen.

Als ich mich wieder dem Bildschirm zuwandte, stellte Susanne Keller gerade ihr Buch vor. Soweit ich das mitbekam, ging es um eine sektenartige Gemeinschaft christlicher Extremisten. Frau Keller mit ihrer blassen Haut, der altmodischen Hornbrille und dem knöchellangen Rock wirkte auf mich selbst etwas extrem. Tatsächlich erklärte sie im Laufe der Sendung, bei einer christlichen Gruppierung dieser Art aufgewachsen zu sein. Das einzig Provokative an ihrem Auftritt war Taurichs Frage, ob sie dann überhaupt die nötige Distanz hätte, dieses Milieu und seine Abgründe literarisch zu beleuchten.

Die blutleere Autorin gewann all meine Sympathien, als sie darauf, ohne mit der Wimper zu zucken, konterte: »Offensichtlich! Sonst säße ich jetzt nicht hier!«

Als ich schließlich ins Studio ging, ein gewinnendes Lächeln auf den Lippen, und mich neben Frau Keller niederließ, verspürte ich nicht die geringste Aufregung. Dieser Wohnzimmer-Talk würde gemütlich an mir vorbeiplätschern; ich würde den *Ariodante* und die Sommerfestspiele bewerben und alle davon überzeugen, dass ich die gesündeste Sängerin weltweit war.

Tatsächlich begann alles sehr harmlos. Ich erläuterte mit größter Überzeugung die musikalische Bedeutung des Anzinger Barocksommers, obwohl ich selbst zum ersten Mal mitwirkte, und stellte kurz und knapp Händels Oper vor – stolz, wie gut ich einem Laienpublikum inzwischen die komplexen Handlungsstränge rund um Ariosts *Orlando furioso* darlegen konnte.

»Und in welcher Rolle dürfen wir Sie dabei erleben, Frau Kleedorf?«

Natürlich kannte Jürgen Taurich die Antwort längst. Das Publikum jedoch nicht.

»Ich bin Ariodante, der nach all der Aufregung am Ende seine glückliche Ginevra zum Altar führen darf.«

»Aha, Sie spielen also einen Mann?«

Bravo, das war genauso geistreich wie die Frage mit den Rechtsradikalen, die er dem